

Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus – Licht und Schatten

Meine „Nazizeit“

Nur zögernd näherte ich mich diesem Abschnitt meiner ‚Lebensbeschreibung‘, hat doch die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus mein Leben seit dem 30. April 1945 ganz wesentlich bestimmt, als ich im Lazarett in Bad Langensalza als amerikanischer Kriegsgefangener vom Ende Adolf Hitlers erfuhr.

Schon in meiner Dissertation habe ich versucht herauszufinden, wie es diesem Mann und seinen Gefolgsleuten gelingen konnte, die Deutschen für seine mörderischen Ideen und Taten zu gewinnen und die ganze Welt an den Rand des Untergangs zu bringen. Seitdem weiß man ziemlich lückenlos und von vielen Seiten her beleuchtet, was sich einschließlich der Vorgeschichte in der Weimarer Republik im Dritten Reich abgespielt hat. Erst jüngst haben die Affäre Günter Grass und im Kontrast dazu die Erinnerungen von Joachim Fest das Thema „Hitler und die Deutschen“ beziehungsweise „die Hitlerjungen Grass und Fest im 3. Reich“ wieder in die Diskussion gebracht. Wie soll ich vor diesem Hintergrund mit der gebotenen Distanz und Aufrichtigkeit meine eigene Verstrickung in das Geschehen zwischen 1933 und 1945 darstellen? Kann es mir gelingen, die Mechanismen der Verdrängung und sogar der Verklärung zu überlisten, um der „Wahrheit“ des Erlebten möglichst nahe zu kommen?

Meine eigene Geschichte

Wie kamen die NS-Ideologie, die Prinzipien der Jugenderziehung, die Führungsstrategien, wie sie die neuen Machthaber konzipiert hatten und sie nun ungehindert praktizieren konnten, bei mir als einem kleinen Objekt der Diktatur an? Wie wirkten die Führer vor Ort, mit denen ich ständig zusammen war, auf mein Denken und Handeln ein?



Abb. 1: Prof. Heinz Markmann im Innenhof der Wohnanlage Atzelhof / Handschuhsheim, 2007. Photo: Karin Katzenberger.

Wie wäre mein Leben verlaufen, wenn mich meine Bezugspersonen, in erster Linie meine Eltern und die wichtigsten meiner Lehrer, gegen die Einwirkungen des Regimes abgeschirmt hätten? Ist es überhaupt zulässig, dass ich mir diese Fragen stelle, die doch eigentlich nur spekulativ beantwortet werden können?

Meine Eltern verhielten sich nach meiner Beobachtung dem Nationalsozialismus gegenüber ganz indifferent. Weder versuchten sie, mich auf Distanz zu den Einflüssen des Regimes zu halten, noch

ermutigten sie mich, an dessen Aktivitäten teilzunehmen. Das galt übrigens auch für alle meine Verwandten. So war ich quasi schutzlos den Verlockungen der neuen Weltanschauung und ihrer realen Ausprägungen ausgesetzt. Die NS-Führung machte ja ernst mit ihren Parolen „Wem die Jugend gehört, gehört die Zukunft“ und mit dem Grundsatz „Jugend muss durch Jugend geführt werden“. Als lebhaftes, ziemlich extrovertiertes Einzelkind zog es mich zu den Gleichaltrigen hin. Auch wenn ich nicht gerade einen Drang zu dominieren in mir spürte, zumal es mir auch an der dazu gehörenden körperlichen Stärke fehlte, so wollte ich mich doch vor den anderen hervortun, wozu mich auch der wache Verstand und das rege Mundwerk befähigten, Eigenschaften, die ich von der Mutter mitbekommen hatte.

Ich war schwer beeindruckt von den Sprechchören, die die SA- und HJ-Gruppen während der Wahlkämpfe in den Atzelhof¹ brüllten, dass es von den Hauswänden widerhallte. Ebenso wirkten die im Gleichschritt marschierenden Kolonnen, zumal wenn sie ihre martialischen Lieder sangen. Was es mit dem eigentlichen Auftrag dieser von der Führung ausdrücklich so genannten Kampftruppen tatsächlich auf sich hatte, blieb mir völlig verschlossen. Einige ältere Jungen aus der Nachbarschaft, die schon vor 1933 in Jugendbünden aktiv waren, waren nach deren mehr oder weniger freiwillig vollzogenen Eingliederung in die HJ zu Führern avanciert, was meinen Respekt vor ihnen deutlich steigerte. So kann es kaum verwundern, dass es mich, schon bevor ich das offizielle Mindestalter von zehn Jahren erreicht hatte, mit Macht zu den „Pimpfen“ zog. Es waren wohl keine besonders hohen Hürden zu überwinden, zumal sich Heini Mierisch aus der Grahamstraße, der von der Bündischen Jugend kam, meiner Sache beim Jungvolk annahm.

Bei Bredl, dem Herrenbekleidungsgeschäft in der Hauptstraße neben der Providenzkirche, wurde ich eingekleidet: Braunhemd, schwarzes Halstuch mit braunem Lederknoten, schwarze Kordhosen mit breitem Koppel und Schulterriemen, auf dem Koppelschloss die „Siegrune“; die schwarzen Schnürstiefel hatte ich schon, die Sohlen mit groben Nägeln beschlagen, Eisenplättchen an den Schuhspitzen und Hufeisen an den Absätzen, mit denen sich auf dem Straßenpflaster Funken schlagen ließen. Jetzt war definitiv Schluss mit den langen Strümpfen bei kühlem Wetter, von Strapsen gehalten wie bei den kleinen Mädchen, es war Schluss mit der verhassten Leib- und Seele-Unterwäsche, von oben bis unten durchgeknöpft, das Objekt permanenten Hohnes der Klassenkameraden beim Umkleiden vor und nach dem Turnunterricht. Später kamen für den Winter die schwarze Kluft mit dem breiten Kragen und die schwarze Skihose samt Mütze dazu.

Jungvolk

Weil es in Handschuhsheim so viele Buben gab, mussten zwei „Fähnlein“ gebildet werden. Wir Atzelhöfer gehörten zum Fähnlein Vier, das später den Namen „Blücher“ verliehen bekam. Ein Fähnlein gliederte sich in vier Jungzüge. Der Jungzug in drei Jungenschaften mit zehn bis zwölf Mitgliedern.

Als ich mit acht oder neun Jahren den „Dienst“ beim Jungvolk antrat, hatte unser Jungzug noch keinen Wimpel. Ich plagte meine Mutter so lange, bis sie aus festem schwarzem Stoff einen dreieckigen Wimpel mit silbernen Paspeln nähte, in deren Mitte eine silberne Rune prangte. Dieser Wimpel wurde an einem Speer befestigt. Reihum



Abb. 2: Handschusheim Ortskern. Luftbildaufnahme ca 1919 / 1920. Rechter Rand Mitte: Baugelände der Anlage Atzelhof Nord. Photo Landesdenkmalamt Karlsruhe.

Abb. 3: Wohnanlage Atzelhof Rottmannstraße / Steubenstraße, März 1979. Photo Landesdenkmalamt Karlsruhe.

durfte jeder Pimpf einmal diesen Wimpel tragen. Schon die Uniform allein steigerte das Selbstbewusstsein und schuf ein Gemeinschaftsgefühl. Der Wimpel war das Symbol, hinter dem die Mannschaft sich scharte, und das es, wie man uns gleich einprägte, mit allen Mitteln gegen jeden Feind zu verteidigen galt. Bei besonderen Anlässen wurden „Fahnensprüche“ feierlich vorgetragen von der Art: „Wer auf die heilige Fahne schwört, hat nichts mehr, was ihm selber gehört! – Die Fahne ist mehr als der Tod“...und dergleichen mehr.

Der Dienst fand mittwochs und samstags ab 15 Uhr statt. Das Fähnlein versammelte sich pünktlich zunächst vor der Rosenapotheke an der Tiefburg, später in der Gramhamstraße. Bei gutem Wetter ging es meist auf den Neuen Spielplatz, auf dem nach dem Kriege die Neulichsiedlung errichtet wurde. Dort wurde jungenschafts- oder jungzugsweise nach militärischem Reglement exerziert. Alles musste „zackig“ ablaufen, denn auf geschlossenes Marschieren im sauber ausgerichteten Verband wurde großer Wert gelegt. Das Stillstehen mit den Händen an der Hosennaht, angelegtem Daumen und durchgedrücktem Rücken und die Wendungen wurden „bis zur Vergasung“ ge-drillt. Nach ein paar Wochen waren auch die unbeholfensten Buben „auf Vordermann gebracht“.

Nach dem Exerzieren ging es ins Gelände. Dort brachte man uns die verschiedenen „Gangarten“ bei: Robben, Gleiten, Kriechen, gebücktes Gehen. Wir übten das Anschleichen in Anlehnung an die lautlosen Bewegungen der Indianer bei Karl May, und schließlich den Überraschungsangriff mit Hurragebrüll auf einen tatsächlichen oder imaginären Gegner, der sich gut getarnt im Wald verborgen hatte. Später kam die Zielansprache und das Entfernungsschätzen hinzu samt Daumenbreite und Dau-mensprung, wie auch das korrekte Formulieren einer Meldung nach dem Schema: wann - wer - wie - wo - wohin. Schließlich brachten uns die Führer bei, wie man eine



Abb. 4: Legende: Prof Heinz Markmann im Innenhof der Wohnanlage Atzelhof, 2007. Photo: Karin Katzenberger.

Geländekarte liest, wie man mit dem Kompass die Karte einnordet, wie man nach der Marschzahl vorgeht und welche Orientierungshilfen die Natur bereitstellt.

Höhepunkte des Geländedienstes waren die Geländespiele der Jungzüge oder des Fähnleins im Handschuhsheimer Wald, die Kämpfe gegen die Neuenheimer auf dem Heiligenberg oder um die Bismarcksäule herum. Einmal im Jahr rückte der Jungbann aus, der das ganze Stadtgebiet umfasste. Die Einheiten wurden geteilt in Angreifer und Verteidiger, die es im Gelände aufzuspüren und zu überfallen galt. Alles endete mit Rängeleien, Ringkämpfen, aber auch mit ernsthafteren Prügeleien, wobei allerdings die Führer darauf achteten, dass es keine ernsthaften Verletzungen gab. Blaue Flecken und zerrissene Uniformteile gehörten aber allemal dazu.

Von Zeit zu Zeit ging es auf den Sportplatz am Hellenbach oder am Neckarkanal, um dort Leichtathletik zu trainieren. Alljährlich fanden die Reichsjugendspiele statt, bei denen man bei Erreichen einer bestimmten Punktezahl in verschiedenen Disziplinen das Jugendsportabzeichen samt Urkunde erhielt. Ab dem 14. Lebensjahr konnte man das HJ-Leistungsabzeichen erwerben, wo neben der Leichtathletik auch „militärische“ Disziplinen vom Kleinkaliberschießen bis zum Gepäckmarsch über zehn Kilometer mit drei Backsteinen im Tornister zu absolvieren waren. Dieses dekorative Abzeichen durfte sogar auf der Wehrmachtsuniform getragen werden.

Dieser Teil des Jungvolksdienstes blieb eigentlich „ideologiefrei“; er war aber eindeutig auf den künftigen Militär- und Kriegsdienst ausgerichtet. Das wurde uns kleinen Pimpfen auch ausdrücklich gesagt nach dem Schiller'schen Motto: Wer dem Tod ins Angesicht schauen kann, der Soldat allein ist der freie Mann!, oder etwas profaner: Gelobt sei, was hart macht!

War das Wetter so schlecht, dass uns der Regen die Uniform durchweicht hätte, fand der Dienst in der „Bude“ statt. Jede Jungenschaft hatte irgendwo in einem Privat-

haus einen (Keller)Raum, wo sie nachmittags unterkommen konnte. Ich erinnere mich an das Obergeschoß des Goldenen Löwen, an den Keller des Evangelischen Pfarrhauses (!) und vor allem an den Keller der Bäckerei Frauenfeld im Klausenpfad, wo es mollig warm war und wo es so gut nach frischem Brot duftete. Dort fand die eigentliche politische Indoktrination statt: Wir lernten den Lebenslauf Hitlers auswendig, dazu markante Sprüche des Führers, das Programm der NSDAP und natürlich schon bald den unverhüllten Antisemitismus.

Grundlage des politischen Unterrichts waren die allmonatlich von der obersten HJ-Führung herausgegebenen Schulungsbriefe. Diese enthielten auch Beiträge zur deutschen Geschichte mit eindeutig nazistischem Akzent. Als ich mit 12 oder 13 Jahren Jungenschaftsführer geworden war, gab ich natürlich diesen Stoff völlig unreflektiert und unkommentiert an die mir anvertrauten kleinen Buben weiter. Weshalb sollte ich auch an dessen Zuverlässigkeit zweifeln, wurden uns doch auch im Schulunterricht die gleichen Versionen vermittelt, lasen wir doch in den Zeitungen und hörten wir doch im Radio auch nichts anderes. Zum Glück erleichterten meine damaligen Pimpfe nach dem Krieg einigermaßen mein schlechtes Gewissen, indem sie mir sagten, dass sie bei den Schulungsnachmittagen ohnehin nie richtig aufgepasst hätten und dass sie von dem wenigen, was sie überhaupt verstanden hatten, das meiste bald wieder vergessen hätten. Dennoch: es bleibt immer etwas hängen! Diese alte Weisheit galt auch für die kleinen Buben.

Ein paar Monate nach dem Eintritt musste man die „Pimpfenprobe“ ablegen: Sie bestand aus dem Aufsagen von Hitlers Lebenslauf, den wichtigsten Daten der Geschichte der NSDAP, der Wiedergabe einiger Grundsätze aus dem Programm der Partei, den Fahnensprüchen der HJ, aber auch aus einem 60-Meter-Lauf, Ballweitwurf und einigen Geländeübungen. Diese Prüfung bestand jeder. Da man dies wusste, hielt sich die Prüfungsangst in Grenzen.

Zu Führers Geburtstag oder zum Tag der Nationalen Einheit legten die zehnjährigen Buben ihr Gelöbnis auf den Führer und das Vaterland ab. Obwohl unsere Führer uns den Sinn dieses Rituals klarzumachen versucht hatten, blieb mir das alles ziemlich unverständlich. Der feierliche Akt mit seinem pathetischen Brimborium tat aber dennoch die gewünschte Wirkung.

War man zum Führer ernannt worden, musste man an dem speziellen Führerdienst teilnehmen, der am späten Montagnachmittag stattfand. Er diente der Vertiefung des an die Pimpfe zu vermittelnden Stoffes, aber auch der eigenen Weiterbildung zur Festigung der Weltanschauung und der vormilitärischen Kenntnisse und in Ansätzen auch der Methoden der Jugendführung. Breiten Raum nahm die Planung von besonderen Veranstaltungen ein. Die NS-Führung war ja besonders erfinderisch bei besonderen Gedenktagen. Ab und zu wurden wir an den Wochenenden zu „Führerlagern“ befohlen, die auf der Basis des Jungstammes oder des ganzen Jungbannes Heidelberg auf dem Dilsberg, in Altenbach oder an anderen Orten in der Umgebung meist in Jugendherbergen stattfanden. Dort ließ man die Vorträge über ideologisch-politische Themen halb dösend über sich ergehen, man meckerte über den miserablen Fraß, prügelte sich im Gelände und schlich nachts mit Zahnpasta und Schuhwischse versehen durch die Schlafsäle, um die schlummernden Kameraden weiß und / oder schwarz zu schminken.

„Kulturerleben“

Zum Marschieren in der Kolonne und überhaupt zum Erzeugen und Vertiefen des Gemeinschaftsgefühls gehörte das gemeinsame Singen. In den frühen 30er Jahren dominierten die Lieder aus der Bündischen Jugend mit Landsknechts-, Bauernkriegs-, Volks- und alten Soldatenliedern, bei denen auch die Sentimentalität nicht zu kurz kam. Die erste Strophe des Deutschlandliedes und das Horst-Wessel-Lied hatten wir schon in der Volksschule gelernt. Erst in den späteren 30er Jahren kamen die neuen eigentlichen HJ-Lieder auf, die allerdings mit den alten Weisen nur schwer konkurrieren konnten. Ich kann die meisten dieser Lieder heute noch auswendig. Eingübt wurde der Gesang während der Nachmittage in der Bude oder gelegentlich auch während der Pausen beim Geländedienst unter freiem Himmel. Manchmal nahm ich meine Geige mit und fiedelte den Buben die neuen Melodien vor. Unserem eigenen Fähnlein widmete der stramme und überzeugte Heiner Thum ein eigenes Lied: „Wir sind das Fähnlein Blücher, geradeaus geht unser Blick! Im Kämpfen sind wir sicher. Für uns gibt es kein zurück.“

Es steht außer Zweifel, dass das Liedgut weit mehr als trockene oder schwülstige Schulungstexte zur Indoktrination der jungen Generation beitrug. Nach Ausbruch des Krieges rückten die alten und neuen Soldatenlieder in den Vordergrund.

Im Krieg erhielt der Kult um das soldatische Heldentum neuen Auftrieb. Er hatte allerdings schon gleich nach der Machtübernahme Hitlers in der Literatur eingesetzt und nahm in der bildenden Kunst und in der Publizistik einen breiten Raum ein. Auf dem Gipfel des militärischen Parnass reckte sich Ernst Jünger, der das Inferno des Stellungskrieges an der Westfront in seinen „Stahlgewittern“ verklärte. Unter ihm drängten sich die Bataillone der minder begabten Schreiber, die das Gemetzel, die Todesangst und die Todesqualen des 1. Weltkrieges in Heldenepen umfälschten. Ich bekam die Bücher „Alarm-Tauchen“ über den U-Bootkrieg und „Der Rote Kampfflieger“ über den legendären Manfred von Richthofen geschenkt und verschlang sie begierig. Ihnen folgten viele ähnliche Druckerzeugnisse. Zu meiner frühesten Lektüre dieses Genres gehörte ein dicker Band „Deutsche Heldensagen“, illustriert mit Stahlstichen im Stile von Ludwig Richter, wo ich mich wie wohl die meisten meiner männlichen Zeitgenossen mit dem edlen und unbesiegbaren Dietrich von Bern identifizierte. Auch die Taten und das Sterben der „Helden der NS-Bewegung“ wie die Opfer des Münchener Hitlerputsches vom 9. November 1923, der von den Franzosen füsilierte Saboteur Albert Leo Schlageter, der dubiose Horst Wessel nahm man mit großer Anteilnahme in sich auf. Großen Eindruck machte auch der „Hitlerjunge Quex“, der in Berlin von den „Roten“ umgebracht worden war.

Den Kontrast zu all diesen hochstilisierten Lichtgestalten bildete der marxistische Bonze in der KPD, SPD und in den Gewerkschaften, verhetzt und ferngesteuert von dem krummnasigen und plattfüßigen Juden, der nichts anderes im Sinn hatte, als zunächst nur Deutschland und seine braven Menschen, danach aber die ganze Welt zu unterjochen und auszusaugen. Einen Vorgeschmack davon, so wurde uns beigebracht, gab das korrupte „System von Weimar“. Frankreich war der Erbfeind, England galt als das plutokratische perfide Albion, Russland als das Blut saufende bolschewistische Ungeheuer, die USA mit der Wallstreet als Hort des Welt Judentums – das war unser Weltbild. Daran zu zweifeln, kam mir nicht in den Sinn, obwohl ich nie einem Franzosen, Engländer oder Russen begegnet war.

Theaterspielen auf den Elternabenden

Jedes Jahr veranstaltete das Fähnlein einen öffentlichen Elternabend, für den wir mit lauten Sprechchören im Dorf warben. In dessen Mittelpunkt stand ein Theaterstück. Zum Programm gehörten auch Volks- und Marschlieder, gymnastische Vorführungen und natürlich eine Ansprache des Fähnleinführers. Wochenlang wurde geprobt, bis die Texte saßen und die Inszenierung klappte. Einmal führten wir ein Volksstück im heimischen Dialekt auf. Wegen meiner schlanken Gestalt und meinem offenbar als hübsch geltenden Aussehen fiel mir die einzige weibliche Rolle zu. Ein Mädchen dafür zu engagieren, kam nicht in Frage. Ich trat auf mit einem Dirndlkleid, einem BH der Mutter, üppig mit Socken ausgestopft und mit geschminkter Visage. Mein Lover-Partner war Philipp Körbel, der leider im Krieg gefallen ist, und der mir damals gestand, dass ihm, als er mich auf der Bühne umarmen musste, ganz warm geworden war. Mit lauter Stimme sang ich solo das schöne Lied *Wo mag denn nur mein Christian sein, im Ochsen oder Löwen?*, bevor ich ihn, wenn er aus der Kneipe nachhause getorkelt kam, mit dem großen Kochlöffel verprügelte.

Ein andermal spielten wir die Rüfelszene („Peter Squenz“) aus Shakespeares *Sommernachts Traum*. Da musste ich zwei Rollen spielen: einmal einen theaterbegeisterten Handwerksmeister, und dann natürlich die arme Thisbe, die ihrem Pyramus in den Tod folgte.

Die Elternabende fanden im Saal des Bachlenz² statt, dessen Bühne mit richtigen Kulissen ausgestattet war, oder im Saal der Traube. Sie waren immer voll besetzt und wir bekamen viel Beifall. Schon bei den Proben hatten wir viel Spaß und erst recht, trotz anfänglichen Lampenfiebers, bei den Aufführungen. Bei einer anderen Gelegenheit spielte ich einen Radioreporter mit selbstgebaute m klobigem Mikrofon. Da die Schule dergleichen nicht zu bieten hatte, heimste die Naziorganisation die psychologischen Früchte dieser erfolgreichen Aktivitäten in vollem Umfang ein.

Die Thingstätte und andere Zeremonien

Im Frühjahr 1935 bauten die jungen Männer des damals noch freiwilligen Reichsarbeitsdienstes auf dem Heiligenberg die sogenannte Thingstätte.³ Das war für uns natürlich ein besonderes Ereignis. So oft wir konnten, waren wir auf der Baustelle mitten im Wald und sahen das uns gewaltig erscheinende Bauwerk entstehen. An manchen Sonntagen rumpelten wir mit viel Hallo in den kleinen Kipploren über die offenbar unbewachte Baustelle. Die Thingstätte wurde am Abend der Sommersonnenwende mit großem Pomp eingeweiht; Josef Goebbels hielt die Festrede. Auf der Bühne loderte ein mächtiger Scheiterhaufen. Unser Schulchor stand knapp dahinter in der Hitze und im Qualm des Sonnwendfeuers und sang die zu dem Anlass passenden Lieder wie „Flamme empor“. Völlig überwältigt von dem imposanten Spektakel bekam ich von der Rede des Reichspropagandaministers nichts mit. Als zu einem späteren Zeitpunkt auf der Thingstätte irgendein völkisches Schauspiel aufgeführt wurde, gehörte ich zu einem Trupp von Bauernjungen, die einen großen Ackerwagen auf die Bühne schieben mussten. Um was es hier im Einzelnen ging, wusste keiner von uns.

Bei einem festlichen politischen Anlass standen wir Pimpfe mit brennenden Fackeln auf den seitlichen Stufen des Amphitheaters. Wir hatten uns mit zusätzlichen

Fackeln eingedeckt, in deren Lichtschein wir nach der Veranstaltung quer durch den Wald nach Hause rannten. Zum Glück entfachten wir keinen Waldbrand. Sonst spielte sich dort oben nach meiner Erinnerung nicht mehr viel ab. Zumal im Krieg hatte man anderes im Sinn als pompöse Feiern.

Ein anderes großes Ereignis, das die Nazis in Heidelberg inszenierten, war die Überführung der Gebeine von Toten des 1. Weltkrieges aus der Grabanlage im Neuenheimer Feld, dort wo sich heute der Zoo befindet, quer durch die ganze Stadt auf den neuen Ehrenfriedhof auf dem Ameisenbuckel im Stadtwald. Das geschah bei Nacht. Die schlichten Särge wurden auf schwarz drapierten Geschützlafetten transportiert und bei dumpfem Trommelklang von Soldaten begleitet. Wir Hitlerjungen bildeten mit brennenden Fackeln in den Händen ein düsteres Spalier. Die vielen Menschen an den Straßen standen in tiefem Schweigen. Angesichts dieser Zeremonie lief es auch mir kalt über den Rücken.

Hitler selbst machte meines Wissens nie einen offiziellen Besuch in Heidelberg. Als er einmal im Hotel (Europäischer Hof), der ersten Adresse in der Stadt, übernachtete und vormittags im großen Mercedes wegfuhr, mussten wir an der Straße Spalier bilden. Als unser Führer in zügigem Tempo an uns vorüber fuhr, schrieten wir, den rechten Arm zum Gruß erhoben, aus Leibeskräften „Heil, Heil!“ Das war das einzige Mal, dass ich meinen Führer aus der Nähe sah; sein so oft beschriebener suggestiver Blick traf mich allerdings nicht.

Es war quasi Pflicht für alle Volksgenossen, sich die Reden Hitlers am Radio anzuhören.

Zu besonderen Anlässen versammelten sich die NS-Organisationen, aber auch die Belegschaften von Betrieben und Behörden zum Gemeinschaftsempfang in der Stadthalle oder auf dem Messplatz, wo heute die St. Albert-Kirche steht, oder auf dem Neuenheimer Neckarvorland. Dort waren Lautsprecher aufgestellt, aus denen das unverwechselbare Organ des Demagogen dröhnte. Sonst saß man zuhause und hörte dort die Übertragungen mit dem perfekt orchestrierten Ritual, beginnend mit dem Badenweiler Marsch, der nur bei Auftritten des Führers gespielt werden durfte, bis zum letzten „Sieg Heil“ vor den Liedern der Nation.

Ich muss gestehen, dass mich dieses Zeremoniell immer wieder in seinen Bann schlug, ganz besonders aber die Stimme dieses im wahren Sinne des Wortes einzigartigen Mannes.

Hört man ihn heute an, und sieht man aus der zeitlichen und psychologischen Distanz den Demagogen vor den exaltierten Menschenmassen agieren, kann man kaum mehr die Faszination nachvollziehen, der damals die große Mehrheit der Menschen willenlos erlegen war. Was die Rhetorik anging, so stand der Propagandaminister Goebbels seinem Führer nur wenig nach. Ich sehe mich noch im Februar 1943 im Kreis der Kameraden in der Stube der Flakbatterie sitzen, als dieser im Berliner Sportpalast den „Totalen Krieg“ ausrief. Wir jungen Burschen waren damals wohl alle bereit, für unser Vaterland und seine Führung alles zu opfern.

An den hohen Feiertagen der nationalsozialistischen Bewegung wie an Führers Geburtstag am 20. April, am Tag der Nationalen Arbeit am 1. Mai oder am Tag des Marsches auf die Münchener Feldherrenhalle am 9. November stellte das Regime seine geballte Macht in Form großer Aufmärsche zur Schau. Hinter den Musikkorps

marschierten SS, SA und andere Organisationen in Sechser- oder gar Zwölferreihen durch die zentralen Straßen der Stadt. Die Hitlerjugend und das Jungvolk, aber auch die Jungmädels und der Bund Deutscher Mädels folgten dem Schmettern der Fanfarenzüge und dem Dröhnen der Landsknechtstrommeln. Für das Marschieren in den breiten Kolonnen wurde wochenlang exerziert. Wenn die Musik pausierte sangen die Formationen ihre Lieder, dass die engen Altstadtstraßen bebten. Ein Teil dieser gewaltigen, scheinbar unaufhaltsam vorandrängenden Woge von Leibern zu sein, erfüllte auch mich mit einer Mischung von Gefühlen: Geborgenheit, Aufgehobensein, Stolz, Stärke ... Den Abschluss dieser Massendemonstrationen machten Kundgebungen mit den obligatorischen Reden irgendwelcher „kleiner Hitler“, denen niemand mehr so richtig zuhörte, denn zuhause wartete das Mittagessen!

Wahrnehmung der Pogromnacht 1938 – Juden

Von der Pogromnacht gegen die jüdischen Mitbürger vom 9. auf den 10. November 1938 nahm ich im Atzelhof nichts wahr. Erst als ich morgens zur Schule kam, stöberten schon einige Kameraden im Villengarten neben dem Schulhaus herum. Dort lagen schwere Lederclubsessel, Bücher, Bilder und andere Gegenstände im Schmutz. Ein Blatt mit einem naturalistischen Frauenakt ging von Hand zu Hand, bis es uns ein empörter Lehrer wegriss.

Die Sachen waren also nachts aus dem stattlichen Hause geworfen worden, das wohl eine jüdische Familie bewohnte. Das Ganze kam mir zwar merkwürdig vor, ich machte mir aber weiter keine Gedanken darüber. Als wir am Nachmittag dieses Tages mit den Rädern zum Sport auf den Hans-Hassemer-Platz fuhren, wurde von dem Balkon eines der schönen Gebäude, gerade als wir dort vorübereadelten, ein Glasschrank voller ärztlicher Instrumente heruntergeworfen, der mit schrecklichem Klirren im Vorgarten aufschlug. Dort wurde gerade die Praxis eines jüdischen Arztes verwüstet.⁴ Auch das kam mir befremdlich vor, aber als ich am nächsten Tag in der „Volksgemeinschaft“, der lokalen NS-Zeitung las, dass sich hier der Volkszorn über die Ermordung eines deutschen Diplomaten in Paris durch einen jüdischen Fanatiker entladen habe, war ich beruhigt.

Die Rassenideologie und mit ihr der aggressive Antisemitismus gehörten im 3. Reich sozusagen zum Alltag. Der „Stürmer“ mit seiner ungezügelten, sexuell unterlegten Judenhetze war in einem auffälligen Schaukasten an der Tiefburg für jedermann zugänglich.

Bei einem Schulfreund, dessen Vater bei der SS war, lagen bunt illustrierte Comicbände des Stürmerverlages herum, in deren Bildergeschichten das böse Treiben der Juden dargestellt wurde, die nichts anderes im Sinn hatten, als unschuldige blonde Mädchen zu verführen. „Blutschande“ hieß dies damals und war nach den Nürnberger Rassegesetzen mit schwersten Strafen belegt. Beim Betrachten dieser Machwerke dachte ich überhaupt nicht mehr daran, dass ich noch vor wenigen Jahren mit meiner Mutter die Kanzlei des jüdischen Rechtsanwaltes Dr. Fürst⁵ besucht hatte, und dass mir der jüdische Bäcker Seligmann⁶ bei jedem Besuch eine große Tüte voller Matzenbruch schenkte. Warum sollte ich auch daran denken, wusste ich doch gar nicht, dass es sich um jüdische Menschen gehandelt hatte. Sie sahen auch überhaupt nicht so aus wie die fratzenhaften Gestalten im „Stürmer“.

Die einzige Gelegenheit, direkt mit der Juden- und Rassenfrage konfrontiert zu sein, ergab sich für mich durch die Freundschaft mit Karl-Heinz Kaufmann⁷, die über die normale Klassenkameradschaft hinausging. Karl-Heinz war Halbjude, was man ihm auch ansehen konnte. Wir nannten ihn „die Bull“ wegen seines sehr voluminösen Körperbaus. Er war hoch intelligent, neigte zum Jähzorn, hatte ein großes Mundwerk und war ein gefürchteter 1. Reihe-Rugbystürmer. Einige unserer besonders linientreuen Lehrer ließen ihn seinen „rassischen Makel“ auf teilweise sehr bösartige Weise spüren. Dies führte allerdings nicht zu seiner Isolierung von der Klasse, sondern im Gegenteil zu einer Art von Solidarisierung.

Hätte man ihn kurzerhand der Schule verwiesen, so hätte mich dies zumindest nachdenklich gemacht, aber er kam sogar mit uns zur Flak. Als er uns im Frühjahr 1943 als „wehrunwürdig“ verlassen musste, beneidete ich ihn fast. So wenig konnte ich mir vorstellen, dass die Entlassung auch sein Todesurteil hätte bedeuten können.

Einsätze – Lager

Der Nationalsozialismus wollte nicht nur dem Namen nach eine soziale Bewegung sein. Um die staatlichen Kassen zu entlasten, rief das Regime die NS-Volkswohlfahrt und das Winterhilfswerk ins Leben, von der Volksgemeinschaft getragene Hilfsorganisationen, die ihre Leistungen für die hilfsbedürftigen Volksgenossen im wesentlichen durch „freiwillige“ Abzüge vom Arbeitseinkommen und durch Straßen- und Häuser-sammlungen finanzierten.

Mehrmals im Jahr zogen wir mit klappernden Blechbüchsen treppauf treppab durch die Häuser und durch die Straßen, um den Leuten allerlei Abzeichen und Figürchen für 20 Pfennige zu verkaufen, die, so hieß es offiziell, von Heimarbeitern in den ärmeren Gegenden des Reiches wie etwa dem Erzgebirge hergestellt worden waren. Besonders beliebt waren die bunt bemalten hölzernen Märchenfiguren, die heute noch unseren Christbaum zieren. Es gab bei jeder dieser Sammlungen einen edlen Wettstreit unter den Pimpfen, wer in kürzester Zeit das meiste Geld eingenommen hatte. Die wenigsten Volksgenossen, an deren Türen man klingelte oder die man auf den Straßen ansprach, trauten sich, ihren Obolus zu verweigern. An den „Eintopfsonntagen“, an denen mehrmals im Jahr das deutsche Volk nur ein einfaches Gericht essen sollte, liefen wir mit Listen durch die Häuser, in die wir eintrugen, wie viel Geld sich die Leute zususagen vom Munde abgespart hatten. Die Kochtöpfe mussten wir allerdings nicht kontrollieren.

In den Sommerferien ging es ins Zeltlager des Heidelberger Jungbannes. Ich berichte hier von dem Lager, das in den Sotten, einem weitläufigen Wiesengelände zwischen dem Dilsberg und Mückenloch⁸ gelegen ist. Dort war eine Menge von großen Rundzelten aufgeschlagen, in denen jeweils etwa ein Dutzend Jungens untergebracht war. Was wir für ein paar Tage zum Leben brauchten, hatten wir im sorgfältig gepackten Tornister mitgebracht, samt Schlafdecke und Zeltplane. Feuerstellen aus Feldsteinen waren vorbereitet, das Brennholz holten wir aus dem umliegenden Wald. Über den mehr oder weniger stark qualmenden Feuerchen hingen die großen Aluminiumkessel, in denen zum Frühstück der Malzkaffee gekocht wurde. Mittags gab es Suppe aus den beliebten Erbswürsten oder aus Suppenwürfeln. Da es unmöglich war, die Suppengrundsubstanz einigermaßen glatt anzurühren, bildeten sich beim Kochen

Knollen von unterschiedlicher Größe und Konsistenz. Wir löffelten widerwillig die ziemlich dünne Brühe, in die wir das zum Glück reichlich vorhandene Brot tunkten. Die Knollen wurden im Gelände entsorgt.

Um uns etwas besonders Gutes zukommen zu lassen, wollten wir Makkaroni mit Tomatensoße kochen. Dass in das Wasser etwas zu viel Salz geraten war, hätte sich verschmerzen lassen. Dass wir aber vergessen hatten, ein Sieb mitzunehmen, um die Makkaroni abzugießen, war schon schlimmer. Schließlich kam ein Schlaukopf auf den Gedanken, die Röhrchen durch ein Halstuch abzuseihen. Bis dies portionenweise geschafft war, waren die Makkaroni schon ziemlich zermatscht; auch die Soße war missraten – nichts war es mit dem Festessen! Und den Hohn der zunächst neidigen Kameraden mussten wir auch noch über uns ergehen lassen.

An Nachtruhe war im Lager kaum zu denken, zumal wir auch noch umschichtig Wache schieben mussten. Schon am ersten Abend schlichen wir uns zu den Nachbarzelten, brachten deren Wachposten zum Schweigen, zogen die Heringe für die Verspannungen aus dem Boden und beobachteten voll Schadenfreude, wie sich die großen Zeltplanen über die Schläfer senkten, die sich im Dunkeln mühsam darunter hervorarbeiten mussten. Natürlich folgte diesem Sabotageakt eine handfeste Schlägerei, die das ganze Lager in Aufruhr brachte. Zu allem Unglück fing es auch noch an zu regnen, so dass das Lager vorzeitig abgebrochen werden musste. Abgekämpft, verdeckt, aber dennoch frohgemut radelten wir nachhause.

Ich will mit diesem ausführlichen Bericht über ein besonderes Ereignis nur versuchen darzulegen, wie derartige organisierte Abenteuer dem Tatendrang und dem Zusammengehörigkeitsgefühl von gesunden Buben entgegengekommen sind. Auf Berichte von anderen Lagererlebnissen und Ferienfahrten verzichte ich. Sie vertieften nur die Eindrücke, die ich bisher gewonnen hatte, änderten aber an meiner Einstellung zum Nationalsozialismus eigentlich nichts.

Wegen der Segelflugausbildung, die an den Wochenenden und während der Schulferien stattfand, nahm ich an Lageraufenthalt und an Großfahrten immer weniger teil.

Die letzte Großfahrt, die wir zu sechst in den Sommerferien 1939 ins Sudetenland unternahmen, wäre eines ausführlichen Berichtes durchaus wert. Ich verkneife mir auch dies, denn es handelte sich hier um ein vor allem touristisches Unternehmen ohne spezifisch politischen Bezug. Bis auf eine besondere Gelegenheit in Eger kamen wir mit den Bewohnern des gerade „befreiten“ Gebietes gar nicht in Berührung; nach den langen und teilweise sehr anstrengenden Tagesetappen – bis zu 200 km – waren wir froh, wenn wir beizeiten in die Jugendherbergsbetten kamen; da hatten wir für Erkundungen weder Kraft noch Lust.

Als wir Mitte August mit der Bahn von Nürnberg aus nach Hause fahren wollten, war der zivile Reiseverkehr schon weitgehend eingestellt, aber wir durften als willkommene Gäste mit einem Truppentransport fahren, der Soldaten an die künftige Westfront brachte. Von patriotischem Überschwang und von Siegesgewissheit war bei den Landsern nichts zu spüren. Eigentlich sollten wir zum Abschluss der Sudetenfahrt am Reichsparteitag in Nürnberg teilnehmen, aber dieser wurde wegen der Vorbereitungen zum Kriege kurzfristig abgesagt.

(Vor-)militärische Ausbildung

Sobald die Pimpfe groß genug geworden waren, um ein Luftgewehr halten und spannen zu können, wurden sie im Schießen ausgebildet. Auch dieses Üben vollzog sich nach den Regeln der Heeresdienstvorschrift HDV. Für jeden Handgriff an der Waffe gab es einen Merkspruch, der gebetsmühlenhaft von den Jungens hergeleiert werden musste: „Kolbenhals umfassen – saugend-schraubend...“, „Zielen heißt ...“, bis zum „Abkommen melden“ nach dem Schuss. Luftgewehre, Munition, Schiebscheiben, Kugelfänge wurden reichlich bereitgestellt. Die ersten Schießversuche fanden auf den Buden statt; später ging es dann in den Wald, wo die Scheiben an Bäumen befestigt wurden, und wo schließlich auch auf Mannscheiben geschossen wurde. Als ich Jungzugführer geworden war, wurde ich zum Waffenwart des Fähnleins ernannt; die Flinten lagen in einer Kiste unter meinem Bett; nach jedem Schießen reinigte ich sie sorgfältig. Natürlich war die Versuchung groß, die Waffen auch „privat“ zu nutzen; so schoss ich gelegentlich auf Spatzen, die auf den Kaminen der Nachbarhäuser saßen; manch einer kippte in den Kamin oder flog zeternd davon; beliebte Ziele waren auch die Porzellan-Isolatoren an den Radioantennen. Um die bössartige Frau Kirsch zu ärgern, zielte ich auf die Fenster ihrer Küche, wo sie mit hellem Klicken auftrafen, ohne die Scheiben zu zerbrechen.

Welcher Junge ist nicht begeistert, wenn er mit einer Schusswaffe umgehen darf; so war es auch bei uns Pimpfen; jeder merkte sich die Zahl der Ringe die er auf den Scheiben getroffen hatte und prahlte mit seinen Schießkünsten; das leichte Luftgewehr verwandelte sich da in den Bärenötter Old Shatterhands und in Winnetous Silberbüchse! Solange ich beim Schießen dabei war, ist niemandem etwas passiert. Als Führer übten wir auf Schießständen mit Kleinkalibergewehren; an großkalibrige Waffen ließ man uns nicht heran. Das Schießen war sozusagen die Krönung der vormilitärischen Ausbildung beim Jungvolk; welchem Zweck es diente, war völlig klar.

Nachdem die älteren Führer zum Reichsarbeitsdienst oder zur Wehrmacht eingezogen worden waren, war für uns Jüngere der Weg frei für die Beförderung in höhere Ränge; diese Beförderungen hatten weniger zu tun mit unseren Fähigkeiten oder mit unserem Glauben an die Partei und das Dritte Reich, als vielmehr mit der Notwendigkeit, die Jugendorganisation funktionsfähig zu halten.

„Wehrtüchtigungslager“

Im Herbst 1942 wurde unser Jahrgang für zwei Wochen in ein Wehrtüchtigungslager geschickt; es lag in Hauenstein bei Annweiler im Pfälzer Wald. Wir waren in höchst ungemütlichen Baracken mit doppelstöckigen Betten untergebracht. Da wir uns bei meist schlechtem Wetter überwiegend im Freien aufhielten, wurden uns unförmige graubraune Drillchuniformalen verpasst mit Überfallhosen, die über den Knöcheln zugebunden wurden.

Als Ausbilder wurden SS-Unterführer auf uns losgelassen, die infolge von Verwundungen oder sonstigen körperlichen Handikaps nicht mehr fronttauglich waren. Sie hatten offenbar den Auftrag, uns nach allen Regeln des militärischen Sadismus zu schleifen, wohl um uns einen realistischen Eindruck von dem Kommissbetrieb zu vermitteln, der uns schon bald erwartete. Vom Wecken um sechs Uhr bis zum „Stube Ab-

melden“ um 22 Uhr wurden wir nur angebrüllt und rüde als Flaschen und Schlimmeres beschimpft. Im Gelände ließ man uns durch den Matsch robben; die total verdreckten Klamotten und Stiefel mussten in kürzester Zeit gründlich gesäubert werden. Wer dies nicht schaffte, wurde durch das Lager gescheucht oder musste während der spärlich bemessenen Freizeit strafexerzieren. Das Essen war hunds miserabel. Wir hätten schwer Kohldampf schieben müssen, wären nicht glücklicherweise in den Wäldern die Esskastanien reif gewesen; wir stopften uns während des Geländedienstes die Hosen voll und rösteten die Früchte abends auf der Ofenplatte oder aßen sie einfach roh. Wehe, wenn der Kamerad, der Stubendienst hatte, vergessen hatte, vor dem Stubendurchgang den Aschenkasten im Ofen zu leeren und zu entstauben! Wehe, wenn der Ofen noch heiß war! Dann flog der volle Kasten polternd durch den Raum, und der feine Brikettstaub verteilte sich gleichmäßig über die ganze Bude. Dann kühlte ein Eimer voll Löschwasser den Ofen ab, und eine schwarze Brühe rieselte durch die Stube. Diesen Dreck mussten wir dann in kürzester Zeit gründlich beseitigen.

Wenn die Leute, die sich diesen Härtetest ausgedacht hatten, uns damit kleinkriegen wollten, hatten sie sich gründlich getäuscht: wir schalteten nämlich einfach auf stur und übten passiven Widerstand, denn schließlich konnte uns ja außer den körperlichen Strapazen nicht viel passieren. Das einzig Gute an dem ganzen Zirkus war, dass wir die für das HJ-Leistungsabzeichen geforderten Übungen dort absolvieren konnten. Und natürlich bekamen wir einen Vorgeschmack auf das „lustige Soldatenleben“.

Nicht lange nach diesem Intermezzo wurde es für den Jahrgang 1926 ernst: Er wurde als Luftwaffenhelfer zur Flak einberufen.

Gesellschaft im Einverständnis

Schaue ich zurück auf die Zeit des Dritten Reiches, während der ich aktiv an dem politischen Geschehen vor Ort beteiligt war, oder während der ich als Schüler, Jungvolkpimpf und Jungvolkführer dem Zugriff des NS-Regimes ausgesetzt war, und frage ich mich, ob ich mich damit schuldig gemacht habe an all den Untaten, die die Nazis begangen haben, so kann ich diese Frage mit ruhigem Gewissen verneinen. Aber ich trage als einer von Millionen Zeitgenossen mit an der Kollektivschuld, die alle diejenigen Deutschen auf sich geladen hatten, die sich nicht aktiv gegen das Regime gestellt hatten, oder die sich wenigstens durch Verweigerung des Mittuns von dem Regime distanziert hatten. Im Gegensatz zu der Generation meiner Eltern hatte ich Demokratie oder gar Monarchie nie erlebt; ich hatte auch die Gewalttaten und Morde nicht wahrgenommen, mit denen sich Hitler an die Macht gebracht hatte. Ich nahm nicht wahr, wie sich der Elitewandel in Verwaltung, Justiz und Gesellschaft vollzog, in dessen Verlauf sich die „kleinen Hitler“, die „Alten Kämpfer“ und die „Märzgefallenen“ die lukrativen Pöstchen und die Machtpositionen unter die Nägel rissen und im Deutschen Reich die Korruption in großem Maßstab einführten. Ich hörte wohl manchmal die Leute sagen, wenn es die „Goldfasanen“ am Ort zu bunt trieben: „Wenn das unser Führer wüsste“ ... dann würde er diesen Gaunern schon das Handwerk legen, denn er verkörperte ja alle positiven Tugenden seines Volkes. Ich dachte mir nichts dabei, wenn am frühen Sonntagmorgen mein Vater zu mir ins Bett kam, um auf der Langwelle in Deutschland verbotene Musik und deutschsprachige Nachrichten von Radio Luxemburg zu hören – „Ici le poste radiophonique du Luxembourg „ – , bis dieser nach dem

Überfall der Wehrmacht dem Reichsrundfunk eingegliedert wurde. In meinem Beisein hörten meine Eltern keine Feindsender.

Auf den Vater war ich stolz, wenn ich ihn bei Staatsfeiertagen, geschmückt mit seinen Kriegsauszeichnungen in den Reihen seiner Amtskolleginnen und -kollegen trotz seines steifen Beines durch die Straßen defilieren sah. Von der Jugendorganisation her war man an Disziplin, Befehl und Gehorsam gewöhnt, in abgemilderter Form auch von der Schule her.

Nie wäre man auf den Gedanken gekommen, nach dem Sinn und dem Wahrheitsgehalt dessen zu fragen, was einem von den Autoritäten als Werte und Handlungsmaximen vorgestellt wurde. Das galt auch für das Elternhaus.

Es gab Klassenkameraden, die überzeugte Anhänger Hitlers waren, aber sie unternahmen nichts, um uns Mitschüler besonders intensiv oder gar aggressiv für das Regime zu begeistern. Nach meiner Erinnerung sprachen wir unter uns kaum über Politik im Sinne der NS-Ideologie. Natürlich nahmen wir regen Anteil an allen militärischen Ereignissen, von der Besetzung des entmilitarisierten Rheinlandes 1936, zu dem ja auch unsere engere Heimat gehörte, bis zu den anfänglichen Siegen der Wehrmacht gegen die Rote Armee. Als sich das Kriegsglück gegen Deutschland wendete und die Fronten sich der Reichsgrenze näherten, ließ die Begeisterung nach. Daran änderte auch die massierte Durchhalte-Propaganda nichts. Die große Ernüchterung setzte bei mir erst ein, als ich bei der Mannheimer Flak den geistlosen und oftmals entwürdigenden Kommissbetrieb am eigenen Leib erlebte und dazu noch der Übermacht der alliierten Luftwaffe hilflos ausgeliefert war.

In der Schule gab es wohl Gemeckere gegen die vielerlei Zumutungen, denen wir im Alltag ausgesetzt waren. So etwas wie bewussten, politisch motivierten Widerstand gab es jedoch nicht. Ohne sonderliche innere Anteilnahme standen wir am Montag vor Unterrichtsbeginn und am Samstag nach der letzten Unterrichtsstunde klassenweise zu den Flaggenappellen auf dem Schulhof. Nach ein paar Propagandasprüchen des Direktors oder Fahnensprüchen von Schülern stimmte der Musiklehrer Auer die Lieder der Nation an. Wir machten uns dann den Spaß, entweder das Gesangstempo zu forcieren oder zu verschleppen, was den Gang der feierlichen Handlung bei dem Hissen oder dem Einholen der Hakenkreuzfahne erheblich störte und den Herrn Direktor in großen Zorn versetzte. Nach dem abschließenden laut gebrüllten „Sieg Heil“ rannte alles auseinander.

Die Lehrer beteiligten sich mit unterschiedlichem Elan an der Zeremonie. Unser guter Stützel hob nie den rechten Arm zum Hitlergruß, sondern berührte nur mit drei Fingern, den Hintern auf seinen Eichenhebel gestützt, den Rand seines verwitterten Hutes.

Der Alltag im Krieg

Von Hurrastimmung war bei den Heidelbergern in meinem Gesichtskreis bei Kriegsausbruch nichts zu spüren. Die Stimmung der Leute und auch meiner Eltern war eher bedrückt. Als am 1. September 1939 die Nachricht aus dem Radio kam, war ich gerade bei der Oma am Schlossberg, um ihr mit dem Leiterwägelchen Kohlen und Briketts vom Händler in der Theaterstraße zu holen. Sie plapperte die Propagandaparolen nach, die das deutsche Volk auf den „vom Weltjudentum herbeigesehnten und angezettelten

Waffengang“ vorbereiten sollten. Diesem Volk steckte allerdings die Erinnerung an den Weltkrieg noch in den Knochen, der ja erst vor 21 Jahre mit einer katastrophalen militärischen Niederlage und tiefen politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen zu Ende gegangen war.

Die perfekte Verwaltungsmaschinerie des totalitären Regimes setzte sich sofort in Bewegung. Markanteste Maßnahmen: die Rationierung der wichtigsten Verbrauchsgüter, vor allem der Lebensmittel, und die Einführung der Verdunkelung, um den feindlichen Piloten bei Nacht die Orientierung zu erschweren. Ich besorgte festes schwarzes Packpapier und dünne Holzlatten und machte mich daran, die Fensterläden abzudichten. An den Fenstern nach dem Hof brachte ich einfache Rollos an. Im Keller zimmerte ich aus stabilen Brettern Sitzbänke und Liegen. Der Speicher musste von allen brennbaren Gegenständen „entrümpelt“ werden einschließlich der Latten, die die Verschläge der Mieter von einander trennten.

Der Reichsluftschutzbund hatte über alle Medien die Bevölkerung auf den Luftkrieg vorbereitet. Bei dem ersten Fliegeralarm an einem Nachmittag im September, ausgelöst von einem französischen Flugzeug, das wohl versehentlich die Grenze überflogen hatte, versammelten sich die Nachbarn im Keller, in dem Waschschüssel voll Essigwasser und Handtücher bereit gestellt waren, die uns vor dem von den feindlichen Fliegern abgeworfenen Giftgas schützen sollten, mit dessen Einsatz die deutsche Führung offensichtlich rechnete. Bald wurden dann die Volksgasmasken verteilt, deren Luftauslassventile komische schnarrende Laute erzeugten. Leider war es streng verboten, mit diesen gruselig-putzig aussehenden Gummihauben zu spielen. Die Furcht vor dem Gaskrieg legte sich allmählich. Ab dem Jahre 1942 nahmen die nächtlichen Einflüge der britischen und amerikanischen Bomber zu. Unter dem auf- und abschwellenden Heulen der zahlreichen auf den Dächern montierten Sirenen versammelte sich die Hausgemeinschaft im Keller, die wichtigsten persönlichen Dokumente und Wertgegenstände in Taschen und Koffern verstaut. Man saß mürrisch und schlaftrunken auf den Bretterbänken oder lag auf unbequemen Pritschen, die grauen Gesichter im trüben Lampenlicht noch trister als am Tage. Der Luftschutzwart für unser Haus, der Schutzmann Beisel, wachte darüber, dass alle Bewohner den Schutzraum aufsuchten. Wenn ich nicht zur Brandwache in der Schule eingeteilt war, blieb ich oft im Bett liegen, es sei denn, das Dröhnen der Bombermotoren und der Lärm der Mannheimer Flak wurden zu bedrohlich. Meine Eltern ließen mich gewähren.

In den ersten Kriegsjahren litten wir keinen fühlbaren Mangel. Die Versorgung der Bevölkerung war gesichert. Da wir ohnehin nicht gerade üppig gelebt hatten, kamen wir mit den zugeteilten Lebensmitteln einigermaßen zurecht, die Bekleidung wurde geschont und eben häufiger ausgebessert als früher. Erst mit dem strengen Winter 1941/42 änderte sich die Lage zum Schlechteren. Jetzt gab es vieles nicht einmal mehr regelmäßig auf Marken, sondern es wurden in der Zeitung kurzfristig Sonderzuteilungen aufgerufen. Diese wurden häufig nur in begrenzter Zahl abgegeben, und das bedeutete Anstehen vor den Geschäften und Ausgabestellen. Wie oft zog ich, der morgens gerne so lange wie möglich im Bett blieb, in aller Herrgottsfrühe los, um möglichst weit vorne in der Menschenmenge einen Platz zu ergattern. Da standen dann bei Wind und Wetter missgelaunte Leute maulfaul und gereizt aufgereiht, bis die Geschäfte oder Ämter öffneten. Wer vermag sich heute in Westdeutschland noch

vorzustellen, was in den Menschen vor sich ging, wenn es kurz vor dem Erreichen der Theke oder des Schalters hieß: es gibt nichts mehr! Wie war es einem zumute, wenn man mit leeren Händen und durchgefroren nach Hause kam! Unsere Landsleute in der ehemaligen DDR mussten diese Praxis noch lange erleiden

In jeder Mangelwirtschaft entsteht sozusagen naturwüchsig ein Schwarzer Markt, von dem alle diejenigen profitieren, die knappe Güter und Dienstleistungen anbieten können. Das Geld, allzu reichlich vorhanden, verlor zusehends seinen Wert. Da unser kleiner Beamtenhaushalt zum Tauschen oder Bestechen wenig hergab, bekamen wir nun den Mangel deutlich zu spüren. Da ich im Februar 1943 zur Flak und danach zum RAD⁹ und zur Wehrmacht musste, erlebte ich die zunehmende Misere nicht so hautnah wie meine Eltern, denn für die Soldaten wurde mit Vorrang gesorgt, wenn auch auf denkbar niedrigem qualitativen Niveau. Meiner findigen und agilen Mutter gelang es allerdings mit Hilfe ihrer vielen Bekannten immer wieder, die knappen Rationen für die Familie aufzubessern.

Anmerkungen

- 1 Die Wohnanlage Atzelhof entstand ab 1921 am Rand des Handschuhsheimer Ortskerns (Rottmannstraße/Steubenstraße) Nach B.Müller: Architekturführer Heidelberg, 1998, S. 181 geht die Bezeichnung auf die „Atzeln“(Elstern) in den Bäumen südlich der St.Vitus-Kirche zurück. Von der Architektengemeinschaft und Bauhandwerkern, die mit Unterstützung der Stadt das Projekt realisierten, wurden in siebenjähriger Bauzeit 20 Gebäude in vier- und fünfgeschossiger Blockrandbebauung errichtet. Zum „konservativen Gestaltungskonzept“ gehörten neobarocke Fensterverdachungen, neoklassische Hofeinfahrten und eine deutlich hervorgehobene Arkadenzone im Erdgeschoss mit Ladengeschäften. Unter den Heidelberger Wohnanlagen zählt der Atzelhof zu den für „bessere Bürgerkreise“ konzipierten Projekten mit gemeinschaftlichem „Wohnhof“, Kinderspielplätzen und einer zentralen Heizungs- und Warmwasserversorgung im nördlicheren Teil der Siedlung, dem sog. Neuen Atzelhof.
- 2 Historische Gastwirtschaft mit großem Saal und Bühne in der Handschuhsheimer Mühlentalstraße. Von 1945 bis 1949 als Theater und Operettenbühne genutzt. Wilhelm Barth: Das Lokal „Zum Bachlenz“ – Das „Bachlenz-Theater“, in: Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch 1995, S. 98 – 102; Wilhelm Seeger-Kelbe: das Theater im Bachlenz 1945 – 1949, in: Heidelberg-Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 6, 2001, S. 79 – 93
- 3 Die „Thingstättenbewegung“ der Nationalsozialisten plante und realisierte seit 1934 unter Einsatz des Reichsarbeitsdienstes die Errichtung von Freilicht-Kultstätten zur Durchführung zereemonialer Veranstaltungen im Sinne des NS-Kultverständnisses. Die Heiligenberganlage bietet im architektonischen Duktus eines altgriechischen Forum-Theaters 15 – 20000 Besuchern in 56 Reihen Platz. Nach der Einweihung wurde die Thingstätte nur noch wenig genutzt und 1936 „aufgegeben“. Mittlerweile haben die Heidelberger Jugendlichen die Thingstätte unbefangen für ein jährliches Freiluftmeeting zum 1. Mai entdeckt – nach einigen eher misslungenen Versuchen mit konzertanten Aufführungen in den achtziger und neunziger Jahren. Vergl. Meinrad Lurz: Die Heidelberger Thingstätte, Heidelberg 1975; Peter Marzloff: Die Neuzeit, in: Renate Ludwig; Peter Marzloff: Der Heiligenberg bei Heidelberg, Stuttgart 1999, S. 108 – 110.
- 4 Im November 1938 bestand noch die Praxis des Internisten Berthold Fuchs (geb. 1890) in der Bunsenstraße 3, der bis 1939 in Heidelberg als „Krankenbehandler“ tätig sein durfte. Fuchs ist 1940 mit seiner 2. Ehefrau in die USA ausgewandert und 1954 in New York gestorben.
- 5 Rechtsanwalt Dr. Rudolf Fürst (1865 in Heidelberg geboren, hatte eine Kanzlei in der Hauptstraße 92, die er nach dem Entzug der Zulassung am 30.8.1938 aufgab. Im April 1939 reiste Dr. Fürst mit seiner Ehefrau Hedwig, geb. Oppé in die Niederlande. Das Ehepaar wurde am 23.3.1943 ins das Lager Sobibor deportiert und ist dort am 26.3.1943 gestorben/getötet worden. Die Tochter Friederike ist am 17.Januar 1945 in Bergen-Belsen verstorben. Arno Weckbecker: Die Judenverfolgung in Heidelberg 1933 – 1945, Heidelberg 1985, S. 258.

- 6 Bäckermeister Siegmund stammte aus Rohrbach bei Sinsheim und war, zusammen mit seinem Sohn Ludwig Inhaber der Konditorei & Bäckerei Seligmann in der Plöck 34. Die Seligmanns mussten das Geschäft 1938 an den Bäcker Josef Tinnes verkaufen und sind dann nach Südamerika emigriert. Nach dem Tod der Ehefrau Flora kehrte Sigmund Seligmann 1951 nach Heidelberg zurück und ist im Juni 1951 gestorben. Weckbecker 1985, Anm. 4, S. 256; Schreiben Willy Herbst an Stadt Heidelberg, der von 1935 – 1937 Lehrling bei Bäckerei Seligmann angestellt war. o.d.
- 7 Karl-Heinz Kaufmann (geb. 1926 in Heidelberg), Sohn des Versicherungsvertreters Hans Kaufmann und seiner nichtjüdischen Ehefrau Emma Kaufmann, war seit Ostern Schüler der Oberrealschule Heidelberg. Flakhelfer, 1943 als „wehrunwürdig“ entlassen. Mit den Eltern 1945 nach Theresienstadt deportiert und vom 25.1. – 8.5.1945 inhaftiert im Zwangsarbeitslager Ronau bei Hirschfeld-Zittau und misshandelt. Kaufmann promovierte 1957 als Sozialwissenschaftler in Heidelberg. Seine Eltern kehrten aus Theresienstadt ebenfalls nach Heidelberg zurück.
- 8 Heute Ortsteile der Stadt Neckargemünd
- 9 Reichsarbeitsdienst